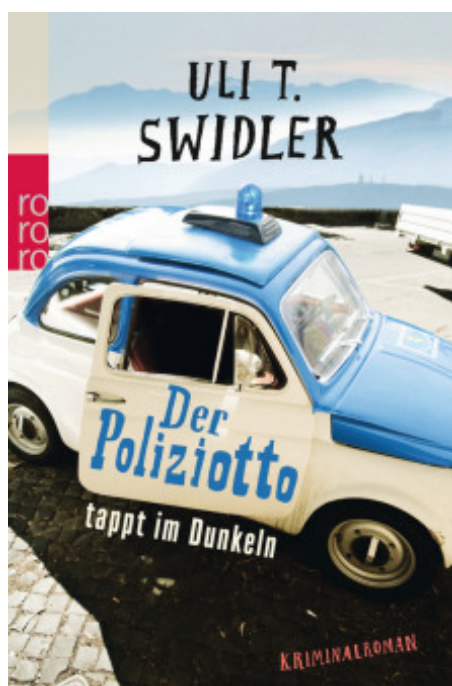


Leseprobe aus:

Uli T. Swidler

Der Poliziotto tappt im Dunkeln



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

1.



Franco gähnt und reißt den Mund dabei so weit auf, dass es schmerzt. Weil er einfach nicht genug Luft in seine Lungen bekommt. Wie denn auch. Es ist frostig, es ist feucht, es ist November, und der Nebel ist zäh wie kaltes Olivenöl. Selbst das kräftige natriumgelbe Licht der schmiedeeisernen Straßenlaternen oben an den Häuserfassaden kämpft vergeblich gegen die graue Dunkelheit an. Mittlerweile hat Franco keinen Schimmer mehr, in welcher Straße von Urbino er sich befindet. Ist auch nicht wichtig. Sich zu verirren ist in dieser kleinen Renaissancestadt unmöglich. Das Problem besteht eher darin, in den engen, steilen Gassen nicht zu stolpern oder sich den Kopf zu schrammen. Überall lauern irgendwelche Mäuerchen, Begrenzungssteine, winzige Erker in Schulterhöhe oder parkende Motorroller, die in dieser dumpfen Finsternis einfach nicht auszumachen sind. Allerdings ist Franco nach über fünfzig Stunden ohne Schlaf ohnehin in einer Verfassung, in der er schon stolpert, wenn er nur an ein Hindernis denkt. Und das alles nur wegen dieses verdammten –

«Wwrrrrgh ...»

Was war das? Eine eisige Welle pulst durch seinen Körper. Mit Geräuschen kennt Franco, der Komponist und Musiker, sich aus, und dieses gehört eindeutig in die Kategorie der beunruhigenden Geräusche. Angestrengt lauscht er. Kam es von vorne? Oder von hinten? Er tastet sich weiter voran. Via dei Fornari, kann er auf einem Straßenschild lesen, der Nebel scheint hier ein wenig lichter zu sein. Die Via dei Fornari endet in einer Sackgasse, vielleicht ist das der Grund, warum der Nebel zwischen den Häusern weniger –

«Aah ... Aaargh!»

Franco's kurzgeschnittenes Kopfhair steht plötzlich senkrecht. Das sind keine Geräusche mehr, das sind Schreie. Schreie eines Menschen in Todesangst! Oder Schreie eines Brüllaffen auf der Suche nach einem begattungswilligen Weibchen?

Was hat die Welt nicht schon alles gesehen, denkt Franco und macht einen weiteren Schritt. Er weiß, wie verwirrt er sein kann, deswegen nimmt er nicht jeden Gedanken ernst, der ihm durch den Kopf geht. Da, vor ihm, zwei Männer, sie liegen sich in den Armen, sie, nein – Franco reibt sich die Augen –, die beiden kämpfen. Einer massig und breit. Der andere kräftig und größer und trotzdem eindeutig unterlegen. Franco drückt sich in den nächsten Hauseingang und versucht noch einmal, sein Gehirn durch heftiges Gähnen mit mehr Sauerstoff zu versorgen. Plötzlich Stille. Franco beugt sich vor und sieht, wie der Kräftige langsam wie ein gefällter Baum zu Boden geht, ohne den geringsten Reflex, den Sturz abzumildern. Der Massige beugt sich über ihn, fühlt nach dem Puls. Franco presst sich, so tief es geht, in den Hauseingang, und doch kann er nicht anders, als weiterhin um die Ecke zu schielen.

Mit merkwürdig hölzernen Bewegungen richtet sich der Massige auf und sieht sich prüfend um. Dann stakst er los, als hätte er gleich beide Beine in Gips. Und ausgerechnet als er Franco's Versteck passiert, bleibt er stehen. Franco hält den Atem an, dummerweise, nachdem er ausgeatmet hat. Er starrt den Kerl an, unfähig, seinen Blick abzuwenden. Zum Glück ist Franco wie immer vollkommen in Schwarz gekleidet und hat wegen der Kälte seinen schwarzen Schal um den Kopf gewickelt. Wenn er sich nicht rührt, wird der Massige ihn nicht entdecken.

Die große Glocke der Chiesa San Domenico schlägt einmal, dann die kleine zweimal: 1.30 Uhr. Mit jedem Schlag zuckt Franco zusammen, Sauerstoffmangel lässt seinen Schädel fast platzen, jetzt bloß nicht röcheln ...

Der Massige zündet sich eine Zigarette an. Als die Flamme des Feuerzeugs sein Gesicht für einen Moment erhellt, muss Franco

sich in seine Hand beißen, um nicht aufzustöhnen. Noch vier, fünf Sekunden, dann wird er atmen *müssen* ... Wieder sieht sich der Kerl misstrauisch um – und verschwindet endlich im Nebel.

Franco japst nach Luft, allerhöchste Zeit. Die bunten Punkte, die vor seinen Augen herumtanzen, haben schon die Größe und die Physiognomie von indianischen Schrumpfköpfen angenommen. Ein Schwächeanfall will ihn in die Knie zwingen, gerade noch gelingt es ihm, sich an der Türklinke festzuhalten. Ein dumpfes Stöhnen entföhrt seiner Kehle, jetzt weiß er, wo er sich befindet: Das ist die Tür von Rabbi Shlomo, der sich von dem Bildhauer Giacomo Pipistrello einen bronzenen Davidsstern als Klinke hat gießen lassen.

Die Schritte des Massigen verklingen langsam in der Via Balcone della Vita, links von Franco. Er selbst könnte ein paar Meter weiter rechts in die Via Budassi abbiegen und das Weite suchen, weg, nur weg, doch stattdessen – er hat keine Wahl, er hat einfach keine Wahl – heftet er sich an die Fersen des Mörders, von Grauen geschüttelt, mit unsicherem Schritt, aber entschieden.

2.



«Brüllaffen? Indianische Schrumpfköpfe?» Roberto starrte Franco an, schlecht gelaunt wie selten. Nevio Cottelli, sein Chef, hatte ihn jetzt schon fast drei Wochen lang mit Dienstplänen beglückt, die aus einer abenteuerlichen Mischung von Früh-, Spät- und Nachtschichten bestanden und gegen die er vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte locker ein Schmerzensgeld von einigen Zehntausend Euro einklagen könnte.

«Das war ja nur, um dir ein Bild zu vermitteln», versuchte Franco sich zu rechtfertigen, allerdings ließ ihn sein ständiges Gähnen irgendwie unseriös wirken.

«Was für ein Bild?», giftete Roberto zurück und fing an, mit drei Espressotassen zu jonglieren. Malpomena Del Vecchio hatte ihm das empfohlen als «Kalmierungstechnik, wenn der innere Druck einmal in bedrohliche Größenordnungen ansteigen sollte». Kalmierungstechnik – das Wort hatte Toto Scaglioni, der Barista der Bar Federico, für ihn erst mal im Internet recherchieren müssen, bevor er damit etwas anfangen konnte. Dann allerdings sehr viel, die Beruhigungstechnik funktionierte bestens, und wenn so wie jetzt drei Espressotassen in perfekten Bögen vor ihm durch die Luft flogen, fühlte er sich gleich besser. Roberto visierte die vierte Tasse an. Vier Tassen waren kalmierender als drei.

«Ich glaube, der Große ist tot.»

Oha. Vorsichtshalber ließ Roberto das mit der vierten Tasse erst einmal sein. Seit er letzten Sommer die arme Carmela Tozzi tot in der Zisterne unter dem Palazzo Ducale gefunden hatte und den Fall im Alleingang hatte lösen müssen – gut, nicht ganz, Malpomena

Del Vecchio, Medizinstudentin im mittlerweile 20. Semester, hatte auch einiges dazu beigetragen, so wie durchaus auch ihre Schwester Antonia Del Vecchio, die *Sovrintendentessa per i Beni Artistici e Storici delle Marche* und Chefin des Palazzo Ducale, und wenn er ehrlich war, auch Toto Scaglioni, ja, sogar sein misstratener *cugino* Osvaldo, den alle nur *camoscino* nannten, das Gämlein – jedenfalls machte ihn das Wörtchen <tot> seit dem Fall Carmela Tozzi furchtbar nervös.

«Das Wesen ist am Palazzo Ducale vorbei. Ich bin ihm gefolgt. Am Teatro Sanzio die Treppe hinunter, ins jüdische Ghetto. Dann ist es in der Synagoge verschwunden.»

«Wesen? Was für ein Wesen?» Die unästhetischen Würgegeräusche, die Franco inzwischen von sich gab, machten es Roberto noch schwerer, sich weiter zu kalmieren.

«Eine Kreatur aus Lehm», stieß Franco schauernd hervor und bekreuzigte sich gleich mehrmals.

Plötzlich ging gar nichts mehr, die drei Tassen stürzten auf den Boden aus gebrannten *mattoni*, zwei zersplitterten, während die dritte unversehrt unter den Schreibtisch rollte. Wütend sprang Roberto auf.

«Eine was?»

Franco hatte Mühe, seine in einem irren Tempo herumflitzenden Augen wenigstens einigermaßen still zu halten. «Ein aus Lehm erschaffener Mensch.»

Eine lange Pause breitete sich aus. Roberto nutzte sie, um sich wieder hinzusetzen, seine Beine auf den Schreibtisch zu legen, zum Telefon zu greifen und Pretoro Galdronis Privatnummer zu wählen. Pretoro war der letzte der vormals drei *commissari* im Büro der Polizia di Stato in Urbino, nachdem Babini pensioniert und Primo Marzotti von einer privaten Sicherheitsfirma in Mailand abgeworben worden war, die ihm monatlich mehr als das Doppelte zahlte. Während es klingelte, klaubte Roberto eine Prise Friedhofserde aus seiner Hosentasche und pfefferte sie Franco mitten ins Gesicht. Fri-

sche Friedhofserde war einer der besten Abwehrzauber gegen jede Art von bösen Geistern.

«Wieso hast du das getan?», fragte Franco, während er sich die Erde aus den Augen pulte.

«Weil du gerade dabei bist, mir eine fette Portion Unglück zu bringen, und wenn es etwas gibt, was ich überhaupt nicht gebrauchen kann, dann Unglück. Und weißt du auch, warum?» Galdroni hob immer noch nicht ab.

«Ich bin dem Wesen begegnet, nicht du», maulte Franco, während er ein Erdkörnchen genauer untersuchte. Handelte es sich um mineralische Erde oder etwa um Reste einer Leiche?

«Ich brauche kein Unglück mehr, weil mir bereits ein sadistischer Chef im Nacken sitzt. Weil ich in diesen Nachtschichten vor Langeweile dem Tod näher bin als dem Leben. Und weil ich in», ein Blick auf die Kuckucksuhr, die sein Chef Cottelli vor zwei Jahren aus einem total verregneten Urlaub im Schwarzwald mitgebracht hatte, «drei Stunden meine Oliven zur Mühle bringen muss, damit sie nicht oxidieren, was die Qualität meines Olivenöls ruinieren würde.»

Franco betrachtete das Erdkörnchen jetzt mit unendlicher Hingabe und einem entrückten Lächeln. Sein Verhalten war wirklich sehr sprunghaft.

«Franco?» Roberto wedelte mit einer Hand vor dessen Gesicht herum. Keine Reaktion. Waren das erste Anzeichen von Irrsinn? «Ist dir nicht gut? Hast du –»

«Pretoro Galdroni hier, *porca madosca!*», kratzte die Stimme des *commissario* aus Robertos Handy.

«*Ou*, Galdroni. Roberto Rossi. Wir haben einen Toten. In der Via dei Fornaci. Du musst sofort kommen.»

«Wer soll denn der Tote sein?» Galdroni brüllte, als müsste er eine Demo der letzten und entsprechend trotzigten Kommunisten alleine mit der Kraft seiner Stimme stoppen. Im Hintergrund waren merkwürdige, irgendwie unanständige Laute zu hören.

«Keine Ahnung. Ich weiß noch nicht mal, ob er wirklich tot ist. Wir haben hier einen Zeugen. Franco Varese.»

«Leck mich, Poliziotto. Franco ist ein Spinner.»

Da konnte Roberto nicht viel dagegenhalten. Franco hatte jetzt angefangen, das Geräusch eines brunftigen Brüllaffen nachzuahmen, leise zwar, aber unverkennbar.

«*Porca troia*, Poliziotto. Du gehst nachsehen. Wenn da tatsächlich ein Toter rumliegt, ruf mich wieder an. Aber nur dann, verstanden?»

Clack, aufgelegt. Roberto hatte umsonst tief Luft geholt, um sich irgendwie rauszureden. *Cazzo!* Um vier Uhr musste er mit seinen Säcken vor der *frantoio* in Cartoceto im Val del Tarugo stehen, wenn er der Erste sein wollte, dessen Oliven heute gepresst wurden. Andererseits: In dieser bitterkalten Polizeiwache war es kaum wärmer als draußen. Immer wenn Roberto Nachtdienst hatte, drehte Cottelli die Zentralheizung runter, sobald er das Gebäude der Polizia Municipale verließ, und er drehte sie erst wieder hoch, wenn er am nächsten Tag seinen Dienst antrat. Da nur er einen Schlüssel zum Heizungskeller hatte und die alten Stromleitungen des Palazzo del Legato Albani zu schwach waren, um einen elektrischen Heizlüfter anzuschließen, blieb Roberto nichts anderes übrig, als der Kälte mit einer Daunenjacke Paroli zu bieten und sich, wenn es ganz schlimm wurde, eine Mikrofaserdecke über die Beine zu legen. Warum also nicht stattdessen einen kleinen nächtlichen Spaziergang machen?

Ächzend hievte er seinen Körper aus dem Schreibtischstuhl. Es war wie verhext, er konnte machen, was er wollte: Aus einem unerfindlichen Grund wog er immer mindestens fünf Kilo zu viel. Und wenn er Nachtschicht hatte, kamen ihm die fünf wie zehn vor. Heute sogar wie fünfzehn. Die sich aus einem weiteren unerfindlichen Grund alle genau da materialisierten, wo sein Hosengürtel ihn einschnürte.



Robertos Hand zuckte zurück. Logisch, dass die Leiche bei den Temperaturen schon reichlich ausgekühlt war, aber warum musste sie überhaupt tot sein? Ausgerechnet wenn er Dienst hatte? Überhaupt war ein kalter, lebloser Körper etwas Furchtbares. Weil er mit endgültiger, unmissverständlicher Klarheit sagte: Irgendwann bist du selber der Kalte. «Und dann? Dann ist Schicht», flüsterte Roberto.

Er packte einen Arm der Leiche und versuchte, sie auf den Rücken zu drehen. Aber wie sehr er auch zog und zerrte, der Tote war zu schwer, er bekam ihn einfach nicht gedreht.

«Könntest du vielleicht mal mit anfassen, *porca miseria, eh?*»

Franco reagierte nicht. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er in die Dunkelheit, als erwarte er von dort den Angriff eines Zombies.

«Hast du wenigstens ein Feuerzeug?» Dummerweise hatte Roberto die MagLite in seiner Schreibtischschublade vergessen.

Franco reagierte immer noch nicht. Roberto gab auf und holte sein Uralt-Handy hervor, ein Nokia 6310 ohne Kamera, ohne MP3-Player, ohne Bluetooth und ohne Touch Screen. Ein Telefon zum Telefonieren.

«Galdroni? Der Mann ist tatsächlich tot.»

«Was? Wie? Eh ...» Galdroni klang, als hätte Roberto ihn mitten aus einer Drei-Stunden-Meditation gerissen. Erst jetzt fiel Roberto ein, dass Galdroni für zwei Wochen alleine zu Hause war, weil seine Frau Ornella mit den beiden Kindern zum Skilaufen nach Hinter-tux gefahren war. Ohne seine Familie wusste Pretoro nichts Besseres mit sich anzufangen, als sich rauschhaft eine DVD nach der anderen reinzuziehen. Dabei trank er pausenlos Grappa Nardini, der mit seinem Alkoholgehalt von 50 Prozent selbst den robusten Galdroni irgendwann in die Horizontale zwang. Dem Klang seiner Stimme nach dürfte Galdroni diesem Punkt schon sehr nahe sein.

«Die Leiche liegt in der Via dei Fornari. Am Ende. In der Sackgasse.»

«Und, äh, wer ist es?»

«Kann ich nicht erkennen.»

«Ist er bloß tot oder auch noch unsichtbar, oder was!», pflaumte Galdroni zurück. Langsam ging er Roberto auf die Nerven. Sollte der *commissario* seine schlechte Laune doch mit Hilfe seiner obskuren DVDs abreagieren.

«Ich habe meine Taschenlampe vergessen.»

«Dann nimm ein Feuerzeug, *porca puttana!*»

«Habe ich keins. Nichtraucher.»

Galdroni stöhnte wie ein Mammut. «Und Franco? Typen wie der rauchen doch ständig Marihuana und Crack.»

Roberto warf dem Komponisten einen Blick zu. Franco zitterte hoffnungslos vor sich hin. Kurzerhand durchwühlte Roberto die Außentaschen von Francos Daunenjacke und wurde tatsächlich fündig: ein Mickey-Mouse-Feuferzeug. Nach ein wenig Herumprobieren fand er heraus, dass man die Löffelohren nach hinten drücken musste und die Flamme dann aus der Nase herausfauchte. Selbst bei diesem dürftigen Licht betrachtet war die Sache klar.

«Es ist Ruggero Grilli.»

«Kenn ich den?»

«Hat einen Agriturismo oben auf dem Monte Cesane.»

Galdroni fluchte ein wenig herum, nicht lange, höchstens eine Minute, und dann: «Also gut, ich bin in zehn Minuten da. Angefasst hast du ja nichts, Roberto, eh?»

«Ich? Also, ich käme doch nicht im Traum darauf, Beweismittel zu –»

Klack, Galdroni hatte aufgelegt.

Wie hatte dieser Fleischkloß noch gelegen? Roberto zerrte den Arm des Toten mal nach links, mal nach rechts, bis ihm aufging, dass es niemanden gab, der wusste, was richtig war. Außer Franco. Aber der machte mittlerweile den Eindruck, als würde er selber in Kürze den Löffel abgeben. Anstatt sich zu beruhigen, wurde seine Verfassung immer bedenklicher.

Nach einigen Minuten drangen bedrohliche Geräusche aus dem

Nebel. Roberto drehte sich nicht einmal um. So klang es eben, wenn Pretoro Galdroni sich näherte. Böse Zungen behaupteten, Galdroni könnte durch eine Ziegelmauer hindurchgehen, ohne sein Tempo zu verlangsamen und irgendwie Schaden zu nehmen. Ein Baum von einem Kerl. Wahrscheinlich weil er väterlicherseits deutsche Vorfahren hatte, genauer gesagt bayrische, aus der Gegend von München, was Robertos Meinung nach auch der Grund war, warum Galdroni sich so gut mit Thilo Gruber verstand. Thilo Gruber! Den Namen auch nur zu denken regte Roberto schon auf, und reflexartig sah er sich nach Espressotassen zum Jonglieren um.

«Verdammter Saltara!», fluchte Galdroni zur Begrüßung und steckte sein Handy wieder ein, eins mit Bluetooth, Touch Screen, MP3-Player, Taschenlampe und Kameras für vorne und hinten und beladen mit so vielen Apps, dass Galdroni längst den Überblick verloren hatte, was er da mit sich herumtrug. Er hielt Roberto eine Rolle mit rot-weißem Absperrband hin. «Mach mal.»

«Hör zu, Galdroni, ich habe Nachtdienst, und ich bin alleine. Bei mir auf der Wache ist die Hölle los, ich muss wieder –»

«Red keinen Scheiß, Rossi, die einzige Hölle in deinem Büro ist die tickende Kuckucksuhr», unterbrach ihn der *commissario*. «Und jetzt mach hin.»

Galdroni begann, die Leiche aus verschiedenen Blickwinkeln zu fotografieren, wobei er weiterhin besorgniserregende Geräusche von sich gab. Franco starrte ihn an, als wäre er ein Monster aus *Herr der Ringe*.

«Zu dir kommen wir später, Franco Varese. So heißt du doch, oder?» Galdronis Stimme hatte einen Unterton, der Roberto überhaupt nicht gefiel, und er nahm sich vor, Franco auf keinen Fall mit dem *commissario* allein zu lassen. Ohne seine Familie war Galdroni bissig wie eine Viper nach dem Winterschlaf, und der sensible Komponist war ihm definitiv nicht gewachsen.

Galdroni wählte noch einmal Dottor Saltara an, den für die Provinz Pesaro-Urbino zuständigen Gerichtsmediziner. Dieses Mal hob

der Dottore ab, schien sich aber zuerst einmal bitterlich zu beschweren. Galdroni hörte sich das Gejammer keine drei Sekunden an.

«Jetzt hören Sie mal zu, Saltara!», brüllte er los. «Dein Schlaf ist mir scheißegal! Mörder haben keinen geregelten Arbeitstag von neun bis fünf! Das sind keine Angestellten. Das sind Freiberufler, die arbeiten, wann's ihnen passt. Und jetzt stell dich auf deine Absätze und tippel los! Urbino, Altstadt, Via dei Fornaci!»

Ein paar Sekunden war Ruhe, weil der Dottore etwas sagte, was nicht unwichtig zu sein schien. Dann legte Galdroni einfach auf.

«Der ist auf Fortbildung auf Capri, *porca puttana*. Ja, verdammt, wer soll denn jetzt –» Weiter kam er nicht, weil sein Handy das Geräusch einer zersplitternden Glasscheibe von sich gab. Eine SMS. Galdroni holte die Nachricht aufs Display, in dessen erstaunlich hellem Licht Roberto erkennen konnte, wie der *commissario* abwechselnd blass wurde und rot anlief. Gleichzeitig knetete er mit der freien Hand einen imaginären Hefeteig und hechelte wie ein Karknickel, über dem schon der Bussard kreist. Wäre Galdroni nicht Galdroni gewesen, hätte Roberto sich jetzt Sorgen gemacht. Aber eins war sicher: Was immer das Schicksal für den *commissario* bereithielt, er würde es aushalten, einen wie ihn konnte schlichtweg nichts umhauen.

Galdroni sackte zu Boden.

«Was ist los?», fragte Roberto, jetzt doch ein wenig besorgt.

«Hä», sagte Galdroni und starrte auf das Display.

«Geht's ein bisschen genauer?»

«Hä.»

Roberto rupfte ihm das Handy aus der Hand und las: «habe mich in südtiroler skilehrer verliebt. einfühlsamer mann, toller sex. will die scheidung. kinder bleiben selbstverständlich bei mir. ornella.»

«Das ist ja ein Hammer, Pretoro.» Roberto schüttelte mitfühlend den Kopf. So war es damals bei ihm auch gewesen, als Maria Corbucci ihn hatte sitzenlassen, um sich fortan mit seinem verdammten Chef Nevio Cottelli zu vergnügen.